

Pressezentrum

Sperrfrist: 09.06.2007; 9:30 Uhr

Programmbereich:

Veranstaltung: Bibelarbeit

Referent/in: Zink, Dr. Jörg

Ort: Halle 5.2, Messegelände

Programm Seite: 524

Dokument: BAB_63_1196

Bibelarbeit zu Apostelgeschichte 17,16–34

Auf dem Marktplatz der Angebote

Wir werden uns heute morgen mit griechischen Philosophen beschäftigen und mit ihren religiösen Vorstellungen, die Paulus antraf, als er nach Athen kam. So lese ich zuerst ein Lied des großen Philosophen Epiktet, der kein Christ war, das er schrieb, als er auf sein 90. Lebensjahr zuing:

„Was kann ich, der ich alt und gelähmt bin,
noch tun als Gott rühmen?
Wäre ich eine Nachtigall,
ich würde singen wie eine Nachtigall.
Wäre ich ein Schwan,
ich würde singen wie ein Schwan.
Ich bin ein Mensch, so kann ich Gott preisen.
Das ist mein Amt, ich erfülle es und lasse es nicht,
solange es mir bestimmt ist.
Euch aber fordere ich auf, einzustimmen
in meinen rühmenden Gesang.“

Einen wunderschönen guten Morgen wünsche ich Ihnen allen. Dass Sie gut gefrühstückt haben und sich rundum wohlfühlen, so dass wir nun wieder eine Stunde miteinander nachdenken können und so in Epiktets rühmenden Gesang einstimmen.

Wir haben heute morgen eine Szene aus der Geschichte der Apostel vor uns. Paulus, der auf einer langen Reise zu Fuß durch die heutige Türkei nach Griechenland kommt, findet sich eines Tages in Athen, der Kulturhauptstadt der damaligen Welt. Der Stadt mit ihrer großen Tradition an Dichtung, Philosophie, Wissenschaft, Architektur und bildender Kunst. Er stellt sich auf den Markt und diskutiert mit den Leuten. Dabei wird er auch von einigen der philosophischen Lehrer wahrgenommen. Die suchten die Auseinandersetzung mit ihm, denn sie fragten sich: Was will denn dieser Schwätzer sagen. Andere meinten: Er scheint von neuen Göttern zu erzählen. Als er nämlich von Jesus und der Auferstehung erzählte, meinten sie, diese beiden seien ein Gott und eine Göttin. Da nahmen sie ihn mit, führten ihn auf den Areopag und zogen eine offizielle Anhörung durch. Ihm gegenüber saßen da auch einige der Philosophen der stoischen und der epikureischen Schule.

Paulus stellt sich also in ihren Kreis und beginnt zu reden. Dabei ist ihm sofort klar, dass er hier nicht anfangen könne, zu predigen, als stünde er unter Juden in einer Synagoge. Er verhält sich plötzlich ganz anders als wir ihn sonst von seinen Reden kennen. Ganz ungewohnt tolerant, offen und respektvoll gegenüber der geistigen Welt, die er hier antrifft. Er schlüpft gleichsam in das Gewand eines griechischen Denkers, um so zu reden, dass sie ihn verstehen könnten.

Und nun wird mit wenigen Sätzen nur Kurzes aus seiner Rede berichtet. Das ist natürlich nicht das Ganze. Wir dürfen ruhig annehmen, dass seine Diskussion mit den Männern ein oder zwei Stunden gedauert hat und dass wir nur ein paar Stichworte vor uns haben. Aber die sind höchst charakteristisch. Paulus tut etwas, was er sonst nicht tut. Er greift die Gedanken dieser Menschen, die seinem jüdischen Denken so denkbar fremd sind, auf. Aber er greift sie nicht auf, um gegen sie zu polemisieren, sondern er sagt: Ja, so ist es, wie ihr denkt. Er setzt mit seiner Rede ein, indem er sagt:

„Ihr Männer von Athen, ich stelle fest, dass ihr in jeder Hinsicht überaus religiös seid. Als ich hier umherging und eure Heiligtümer betrachtete, fiel mir ein Altar auf, der die Inschrift trug: „Dem unbekanntem Gott“. Ihr macht euch also Sorgen, ob ihr nicht irgendeinen Gott vernachlässigt, es ihm gegenüber an Aufmerksamkeit fehlen lasst und an Verehrung. Das ist gut. Was ihr nun, ohne zu wissen, wer und was es ist, verehrt, das will ich euch gerne erklären. Meine und eure Überzeugung ist ja, dass Gott, der den Kosmos geschaffen hat und alles, was in ihm ist, der Herr von Himmel und Erde, nicht in noch so prächtigen Tempeln wohnt, die wir Menschen wie hier in Athen für ihn bauen könnten, dass er es auch nicht nötig hat, dass wir Menschen ihn verehren. Er braucht von uns nichts. Er ist ja umgekehrt der, der uns und allen Wesen erst das Leben und den Atem gibt. Aus einem einzigen Menschen schuf er die Fülle an Menschen und Völkern. Er gab ihnen ihren Platz auf der Erde. Er ordnete die Zeiten des Jahres so, dass sie leben können. Er gab ihnen Raum, die Erde zu besiedeln. Danach stellte er den Menschen die Aufgabe, ihn, von dem sie herkamen, ihrerseits zu suchen und gab ihnen den Geist, mit dem sie ihn fassen und verstehen können. Denn er ist ja nicht irgendwo fern im Weltraum, sondern bei uns, zum Greifen nahe. Wir leben ja, von allen Seiten von ihm umgeben, von ihm durchdrungen. Wir gehen unsere Wege, umgeben von seiner Gegenwart. Wir sind in jeder Hinsicht in ihm. Es ist so, wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: Wir sind seiner Art. Wir kommen aus ihm. Wir sind geprägt von seiner Würde und seinem Wesen. Wenn das nun so ist, wenn wir aus Gott kommen und seiner Art sind, dann sollten wir nicht den Fehler machen, das Verhältnis zwischen ihm und uns Menschen umzukehren und zu meinen, Gott gehe aus unserer Schaffenskraft hervor, aus unserer Phantasie, und er bestehe aus Gold, Silber oder Stein, er sei also von uns gefertigt als ein Gebilde aus menschlicher Kunst und menschlichem Nachdenken. Er gehe hervor aus den Wünschen und Träumen unseres Herzens.“

So weit konnten seine Hörer ihm folgen. Was er sagte, war ihnen vertraut. Und auch uns kommt das bekannt vor. Aber Paulus drückt das aus mit Worten, die aus dem griechischen Denken herrühren. Er sagt, was er als Christ denkt, abseits der biblischen Sprache, in Begriffen, die seine Hörer verstehen konnten.

Dass Gott den Kosmos gemacht habe, konnte jeder Grieche verstehen. Dass Gott der Herr von Himmel und Erde ist, ist biblische Sprache, das war ihnen fremd. Aber so in Verbindung mit ihrem Begriff Kosmos konnten sie ihn einordnen.

Dass Gott nicht in Tempeln wohnt, konnte jeder Grieche mitdenken. Ebenso, dass Gott bedürfnislos sei, dass er keine Anbetung nötig habe. Aber dieser Gedanke ist der Bibel umgekehrt denkbar fremd. Für sie gehörte es zum Grundbestand des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch, dass der Mensch seiner Verehrung Ausdruck gibt und dass Gott sie wünscht.

Der Grieche sagt: Gott braucht nichts, was ein Mensch ihm geben könnte. Keinen Tempel, keinen Kult, keine Dankbarkeit, kein Opfer, keinen Glauben, keine Liebe. Und Paulus nimmt das auf, indem er Euripides zitiert: Gott, wenn er wirklich Gott ist, bedarf nichts. Und er sagt dazu: Ja, so ist es.

Dass aber der Grund für den Abstand zwischen Gott und uns Menschen nicht in Gottes Bedürfnislosigkeit liegt, sondern in unserer Blindheit, unserem Unglauben und unserer Schuld, das müsste er eigentlich dagegen einwenden. Aber das tut er nicht. Paulus mischt vielmehr die Gedanken, die er den Leuten auf dem Areshügel nahe bringen will, mit denen, die sie schon in ihren Köpfen haben.

Danach redet Paulus weiter von den Hilfen, die Gott den Menschen gibt, ihn zu erkennen. Er sagt: Gott offenbart sich aus der Natur und aus der Geschichte des Menschen. Er offenbart sich damit, dass er das Menschenleben und seinen wechselvollen Verlauf mit klaren Gesetzen ordnet. Er schafft die Ordnung der Zeiten mit Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, mit Kindheit, Jugend und Alter und mit den lang oder kurz dauernden Epochen der Geschichte. Und er offenbart sich damit, dass er den Menschen befähigt hat, seinen Ort auf dieser Erde zu bewohnen, zu ordnen und aus der Art, wie er ihn bewirtschaftet, sein Leben zu gewinnen. Das alles würde die Bibel so nicht sagen. Das Evangelium sagt ja nicht, wir Menschen seien sowieso in Gott, unabhängig davon, was wir denken oder wie wir unser Leben führen. Es sagt: Ihr könnt Gott auch verfehlen.

Paulus sagt, wir sollen Gott suchen und finden. Das sei uns bestimmt. Und wieder zitiert er dazu griechische Gedanken: „In ihm haben wir das Leben.“ „In ihm bewegen wir uns. In ihm sind wir.“ Gott ist also das Element, das Fluidum, das uns umgibt und durchdringt. Er ist die Luft, die wir atmen. Der Raum, in dem wir unser Leben führen. So können wir nicht eigentlich reden, wenn uns deutlich ist, was denn das Evangelium von Jesus Christus sagt.

Und weiter zitiert er einen griechischen Dichter, Aratos, der gesagt habe: „Wir sind göttlichen Geschlechts.“ Das heißt, wir sind seiner Art. Wir tragen sein Wesen in uns. Wir sind im Grunde Teile von ihm. Und auch dem widerspricht Paulus nicht, obwohl das alles mit dem christlichen Glauben nur schwer in Einklang zu bringen ist. Aber diese ihm selbst fremden Gedanken nimmt er auf, lässt sie gelten und sagt: Ja, so ist es. Paulus versucht hier, zwei grundverschiedene geistige Welten miteinander zu verbinden, mindestens zwischen ihnen eine Brücke zu schlagen von hier nach dort und zu sagen: Wir sind im Grunde Verbündete.

Nun dürfen wir nicht verkennen, dass dieses griechische Denken unsere ganze christliche Kultur der letzten 2000 Jahre aufs Stärkste mitgeprägt hat. Nicht immer war dabei klar, was nun griechisches Denken und was Evangelium ist. Aber was da auf uns gewirkt hat, war und ist bis zum heutigen Tag groß und schön. Was da an religiösem Denken zwischen der klassischen Antike und dem Christentum in langen Jahrhunderten entstand, das ist aller Verehrung wert.

Und was in Griechenland selbst entstand, wozu dieses Denken fähig war, in welche Höhen der Frömmigkeit es führte, das haben wir vorhin von Epiktet gehört, in dem Lied, das ich gelesen habe und das jeder Christ mitsprechen kann:

„Was kann ich, der ich alt und gelähmt bin,
noch tun als Gott rühmen?
Wäre ich eine Nachtigall,
ich würde singen wie eine Nachtigall.
Wäre ich ein Schwan,
ich würde singen wie ein Schwan.
Ich bin ein Mensch, so kann ich Gott preisen.“

Das ist mein Amt, ich erfülle es und lasse es nicht,
solange es mir bestimmt ist.
Euch aber fordere ich auf, einzustimmen
in meinen rühmenden Gesang.“

Und bitte, würden wir das nicht groß und schön nennen, wenn es von einem Christen gesprochen würde? Wir können also Paulus nur bestätigen: Du hast völlig Recht damit, dass du diese Kultur und diese Religion gelten lässt, obgleich sie dir so fremd ist.

*

Aber da ändert nun Paulus die Richtung seiner Rede und stellt seine eigenen Worte hart und kompromisslos dagegen: Ich lasse eure Frömmigkeit gelten. Gott tut das auch. Aber nun ist die Geschichte der Menschen so weit gediehen, dass eine Entscheidung fällig wird. Denn nun hat Gott einen von ihm beauftragten Mann gesandt, der euch die Wahrheit über euch und eure Götter ansagt. Er fordert jetzt alle Menschen auf, umzudenken. Deshalb hat Gott einen Tag festgelegt, an dem er die Menschen in Gerechtigkeit richten wird durch seinen Beauftragten. Und er hat ihn, damit jeder seine besondere Vollmacht erkennt, von den Toten auferstehen lassen.

Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, spotteten die einen und die anderen verabschiedeten sich mit der höflichen Floskel: Wir werden dich ein andermal weiter hören. So ging Paulus von ihnen weg.

Gott will nicht eure erhabenen Gedanken, sondern eine Umkehr. Das war der Knackpunkt. An der Auferstehung entzündete sich der Spott. Was den Bruch bewirkte, war, dass Paulus von den klugen Männern verlangte, sie dürften durchaus, wie manche unter ihnen das taten, an ein Leben nach dem Tod glauben, aber es sei naiv, es einfach schön und selig vorzustellen. Vielmehr werde ihr hiesiges Leben einer Prüfung unterzogen. Dabei könne sich herausstellen, dass es bei aller Bildung tief verfehlt war. Denn der christliche Glaube sieht den Menschen wirklicher, realistischer. Er sieht genauer, wie gefährdet der Mensch ist.

Ich will das so weiterführen: Ihr solltet dankbar sein, dass Gott diese eure klugen und frommen Gedanken bisher toleriert. Auch eure Kurzschlüsse und Irrtümer, auch eure Selbstsicherheit und eure geistige Arroganz. Es ist dringend, dass ihr euer Denken umwendet auf ein bescheidenes Zuhören. Denn es geht in Sachen des Glaubens eben nicht darum, alles einzuebnen. Die Wahrheitsfrage muss klar gestellt werden. Zu der Antwort, die wir finden, müssen wir stehen. Es ist nicht alles einerlei.

An dieser Stelle brach denn auch das scheinbare Einvernehmen auseinander. Einige fingen an zu lachen, andere versuchten auszugleichen. So ging Paulus vom Areshügel hinunter in die Stadt, in der es ihm nicht möglich war, eine Gemeinde zu gründen.

*

Paulus tut in seiner Rede zweierlei, das eigentlich nicht zusammenstimmt und das doch beides geschehen muss. Er muss ja eine Waage herstellen zwischen einem Gespräch, das mit großer Behutsamkeit vorgeht, und der klaren Position, die er vertritt. Er lässt also das ihm Fremde am Denken seiner Hörer gelten. Er respektiert, was irgend hier an Wahrheit schon erkannt worden ist, und sucht nach allen Punkten, an denen etwas wie Verwandtschaft zwischen seinem eigenen Glauben und dem Denken dieser Menschen aufzuspüren ist. Er lässt auf der anderen Seite an seinem Glauben keinen Zweifel. Er riskiert die Anstößigkeit dessen, was er zu sagen hat, und die ärgerliche Reaktion seiner Hörer. Er spricht von Auferstehung der Toten, obwohl diesen Gedanken hier niemand mitdenken kann.

Das könnte nun auch für uns gelten: Dass wir versuchen müssen, gleichzeitig in Freundlichkeit auf die Menschen einzugehen und das uns Fremde Ernst zu nehmen und anzuerkennen, und das für andere Unerwünschte und Fremde an unserem Glauben zu bekennen. Und zwar immer dann, wenn im Gespräch der Punkt erreicht ist, an dem die Wahrheit gesagt werden muss, zur Zeit und zur Unzeit. Und es in Kauf zu nehmen, dass wir den Menschen unserer Zeit fremd werden. Beides gilt heute vor allem für unser Gespräch mit Menschen fremder Religionen, die mit uns in unserem Land leben.

*

Nach dem Muster, das Paulus hier zeigt, gehe ich also auf einen Moslem zu und sage: Du glaubst an den einen Gott. Das ist gut. Darin stimme ich mit dir überein. Das ist eine starke gemeinsame Basis. Und nun lass uns nach anderen Stellen suchen, an denen wir Gemeinsames glauben. Und vor allem: Lass uns einander respektieren als Menschen, die in zwei verschiedenen Traditionen stehen, die aber beide ihr Leben nach dem Willen dieses einen Gottes führen möchten. Sage du mir also, was und wer Gott für dich ist. Ich will dir dann sagen, wer und was Gott für mich ist. Dann wird vielleicht Verschiedenes herauskommen. Aber alles zeigt dann nur die verschiedene Farbe unserer Überlieferung, deiner islamischen und meiner christlichen. Aber diese Unterschiede bedeuten nicht, dass wir gegeneinander stehen müssten. Und wenn wir beide uns der Barmherzigkeit Gottes anvertrauen, dann schließt eben unser Glaube an Gottes Barmherzigkeit aus, dass einer dem anderen gegenüber Recht haben muss.

Unser Glaube an die Liebe Gottes und unser Leben aus dieser Liebe schließt aber auch jede Rechthaberei irgendeiner anderen, vielleicht einer primitiveren Religion aus. Was heißt überhaupt primitiv? Was liegt denn eigentlich für eine Arroganz darin, von einer primitiven Religion zu reden?

Sie, liebe Freunde, und ich, wir tragen das Erhabene und das Primitive in uns selbst. Und vielleicht ist mancher christliche Glaube, der innerhalb der christlichen Hochreligion gelebt wird, eher primitiv als hoch zu nennen. Wenn ich mir anschau, was für religiöse Vorstellungen ein durchschnittlicher Abendländer von heute mit sich herumträgt, so scheint mir seine Religion entschieden primitiver als die eines Eskimos im Nordmeer oder eines Pygmäen im Inneren Afrikas. Wenn ein Mensch in einer echten und praktizierten Religion lebt, so ist mit Worten wie richtig oder falsch nicht viel anzufangen.

Wir sind ja als christliche Abendländer aus unserer ganzen Tradition das Rechthaben gewöhnt. Und das Urteil: Dies ist die richtige Religion, alles andere sind die falschen. Wir stellen uns vor, das Gebet eines Christen höre Gott natürlich, während das Gebet eines vom Christentum nicht berührten Nomadenstammes in Innerasien nicht bis zu Gott gelange.

Bei den Magandscha, einem afrikanischen Stamm, betet die Priesterin zu ihrem Regengott: Höre du, o Mpambu! sende uns Regen!, und der versammelte Stamm antwortet mit leisem Klatschen und in singendem Ton: Höre! O Mpambu! Da es diesen Regengott nicht gibt – wie wir behaupten – so sind wir überzeugt, dass die Priesterin mit ihrem Gebet ins Leere stößt und dass sie von ihrem Gott weder gehört wird noch Regen bekommt. Sie muss also dringend missioniert werden.

Aber ich frage mich ernsthaft, liebe Freunde: Wer hört den Ruf der Priesterin und die Bitte dieser Menschen wirklich? Wer sieht die beschwörenden Tänze? Wird es nicht der eine Gott sein, der jedem Menschen auf dieser runden Erde nahe kommen kann, und der jede Stimme hört, die irgendwo im Guten oder Bösen laut wird und der sie immer gehört hat? Oder wird er, der wirkliche Gott sein Ohr verschließen, weil er nicht mit seinem korrekten Namen angeredet wurde?

Wie richtig sind denn überhaupt die Namen, die wir Gott beilegen? Haben nicht die Moslems Recht, wenn sie meinen, Gott habe hundert Namen? Neunundneunzig könne der Mensch nennen, den hundertsten aber, der seine eigentliche Wahrheit ausdrücke, wisse allein das Kamel. Das aber gebe ihn nicht preis.

Und wie ist es mit den vielen verschiedenen Vorstellungen, die wir Menschen uns von Gott machen? Müssen unsere Vorstellungen von ihm zutreffen, wenn Gott uns hören soll? Und wessen Gebet soll Gott dann überhaupt noch hören? Ein Kind betet zu dem Gott, den es sich vorstellt. Und Gott nimmt seine kindlichen Bilder an und hört. Gebildete und Ungebildete, Erfahrene und Ahnungslose, geistig Arme und Weise wenden sich auch unter Christen an den Gott, den sie sich jeweils vorstellen, und verlassen sich darauf, dass er hört. Ich stelle mich also neben irgendeinen fremden Menschen aus irgendeiner fernen Weltgegend und irgendeiner fremden Religion und rufe mit ihm zusammen Gott an, ich mit den Worten, die ich gelernt habe, er mit den seinen. Ich muss seine Vorstellung nicht teilen, ich weiß aber: Wenn Gott mich hört, so wird er auch für ihn nicht taub sein.

Was ich vor ihm voraus habe, das ist, dass ich ihm sagen kann: Ich kenne einen, der mehr weiß als du und ich. Der hat für uns beide mit großer Vollmacht gesagt: Gott liebt dich und dich und dich auch. Ich kenne das Wort des Mannes aus Nazaret. Ich sehe seine Gestalt vor mir. Ich sehe, was er getan hat. Ich gehe den Weg mit, den er gegangen ist und weiß: Es ist das letzte Wort, das Gott zu seiner Menschheit, zu mir und dir, gesprochen hat. Gott ist dein Vater. Du kannst ihm vertrauen. Du kannst zu ihm sprechen. Und er wird uns beide hören. Und wenn der fremde Mensch erlebt, dass er von mir geliebt wird und ernstgenommen, dann kann er vielleicht beginnen, sich von Gott andere und neue Vorstellungen zu machen. Mission ist der respektvolle und liebende Umgang mit einem fremden Menschen. Jede andere Art von Mission ist entbehrlich.

Im Römerbrief fragt Paulus: „Ist Gott denn allein der Gott der Juden?“ Wir ergänzen „oder der Gott allein der Christen“? Ist er nicht auch der Gott der fremden Religionen? Der Psalm 47 rühmt Gott mit den Worten: Gott ist König über alle Völker! Oder der Psalm 67: Es danken dir, Gott, die Völker.

Der Ausdruck „die Völker“ ist für einen Menschen des Alten Testaments gleichbedeutend mit „Menschen fremder Religionen“. Und Jesus sagt: „Es werden aus allen Himmelsrichtungen Menschen kommen, die mit uns zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes.“ Wann beginnen wir solche Sätze ernst zu nehmen? Warum also soll ich den Geist Gottes nicht ahnen dürfen im Schweigen Buddhas? Oder in der Disziplin und der Ehrfurcht der Moslems? Im Tanz der Derwische oder im Gesang der Indios? Wie käme ich dazu, dem Geist Gottes Grenzen zu setzen? Ist mein Gott nur der Gott der christlichen Provinz?

Und was geschieht dabei mit meinem christlichen Glauben? Muss ich ihn aufgeben, wenn ich so über fremde Religionen nachdenke? Muss ich aufhören, ein Deutscher zu sein, wenn ich die Ureinwohner von Arizona besuche? Muss ich ein Pferd werden, wenn ich in einem Pferd ein Wunder Gottes sehe? Oder gar: Muss ich aufhören, ein Mann zu sein, wenn ich eine Frau liebe? Oder bin ich da nicht gerade nach meiner Eigenheit gefragt, nach meinem besonderen Wesen, das ich in die Gemeinschaft mit einer Frau einbringe?

*

Aber nun fragen wir uns von der anderen Seite her: Was bekennen denn wir Christen? Was stellen wir jedem Andersdenkenden religiösen Menschen der Erde entgegen? Was ist das, was wir anzubieten haben an einem weiterführenden Wissen um Gott? Und dabei müssen wir ernstnehmen, was Tatsache ist: Dass nämlich in keiner Kultur von einem so hohen Prozentsatz der Menschen je so ahnungslos von Gott geredet worden ist wie in der

christlichen Moderne. Kaum irgendwo auf dieser Erde ist heute Gott so unbekannt wie in den früher christlichen Völkern. Nur, dass man dem unbekanntem Gott bei uns keine Altäre baut, sondern ihn schlicht vergisst. Im roten China entdeckt man heute die Religion des Konfuzius neu. Und in unserem christlichen Abendland vergisst man allmählich, was man einmal geglaubt und gedacht und gelebt hat.

Ich möchte jedenfalls in meinen Glauben aufnehmen, was den Gästen und Hörern Jesu zugute kam: das Vertrauen in den Gott, den Jesus ihnen zeigte. Den Mut, den er in ihnen weckte, die Kräfte, die er ihnen gab, die Hoffnung, die er in ihnen schuf. Und ich habe Grund, das zu tun, weil seine Gestalt, sein Weg und sein Wort mit dem Bild Gottes übereinstimmen, das er verkündigt. Weil bei ihm alles eins ist. Zudem vertraue ich darauf, dass er mehr wusste als ich, dass seine feste innere Verbindung mit diesem Gott der Hintergrund seiner Reden war. Dass er in seiner Liebe und in seiner Unerbittlichkeit die Tür war für die, die wirklich nach Wahrheit suchten. Anders gesprochen: weil ich ihn für zuständig halte als alle Weisen dieser Erde.

*

Aber wo steht das denn in der Bibel selbst? Ist alles, was das frühe Alte Testament über Gott sagt, nach Jesus noch gültig? Denn in der Bibel ist der Weg, den der Mensch von frühen Religionen zu einer reiferen und durchdachteren ging, deutlich sichtbar.

Was sagen wir denn, wenn wir feststellen, dass es für lange Zeiten des alten Israel für die Menschen viele Götter gab? Dass ein Gott ist, das haben die Menschen erst vom 6. Jahrhundert vor Christus an zu denken angefangen. In der ganzen Königszeit Israels gab es viele Götter und die Propheten forderten nur, dass Israel nicht die vielen Götter anbetete, sondern nur den einen, der sozusagen für dieses Volk zuständig war.

So fragt der Psalm 89:

Wer über den Wolken könnte unserem Gott gleichen?
Wer könnte ihm gleich sein unter den Göttern?

Von Abraham an, über die ganze Zeit Moses und der Königreiche Juda und Israel war klar: Es sind viele Götter. Aber für uns ist dieser unter ihnen maßgebend. Erst in der Gefangenschaft in Babylon wurde zum ersten Mal der Gedanke gedacht: Gott ist einer und alle anderen Götter gibt es nicht.

Können wir also den Psalm 89 in unseren christlichen Gottesdiensten nicht mehr sprechen? Und was müssen wir sonst noch aussparen aus den Gedanken des alten Israel?

Wir können auch noch weiter zurückgehen in der Entwicklung der Religionen. Dann treffen auf Vorstellungen wie die von Mächten, die die Urkräfte der Natur repräsentieren. Von Drachen und Urschlangen, die aus der Tiefe des Meeres oder der Tiefe der Erde heraus das Leben der Menschen bedrohen und gegen die ein Gott auftreten muss, der sie besiegt. So sagt noch der Prophet Jesaja im 7. Jahrhundert vor Christus:

Am Tag seines Zorns wird Gott mit seinem scharfen Schwert angreifen die Urschlange Leviathan und wird den Drachen töten, der im Meer haust.

Noch im späten Buch Hiob lesen wir:

Durch seine Weisheit schlug Gott den Urdrachen nieder,
seine Hand durchbohrte die große Schlange.
Hiob 26, 12

Im Psalm 89 lesen wir:

„Du hast den Urdrachen zertreten und getötet.“

Können wir diese frühe Vorstellung, die lange vor Israel im Nahen Osten allgemein gedacht und geglaubt wurde, die also auf einem frühen Heidentum gründet, noch nachbeten? Die Bibel sagt: Ja, das könnt ihr.

Meine Freunde, auch der biblische Gottesglaube hat seine Geschichte. Er hat sich entwickelt. Er fiel nicht fertig vom Himmel. Er war zunächst ein Glaube wie der aller anderen Völker um ihn her. Gott war, sagen wir, von 1200 an der größte unter den vielen Göttern. Er war ab 600 vor Christus der eine souveräne Gott in der Höhe des Himmels. Er war von Jesus an der „Vater“, der bei uns auf dieser Erde ist. Er hat sich den Menschen schrittweise bekannt gemacht so, wie es der Fassungskraft der Menschen entsprach.

*

Aber nun lasst uns mit einem Sprung zurückkommen in unsere Zeit und Situation. In unserem Land leben mehr als drei Millionen Muslime.

Anfangs dachten wir, das werde ohne große Probleme abgehen. Dann, später, kam die Angst auf vor der Überfremdung durch eine feindselige Religion. Danach kam die Angst vor dem Terrorismus. Dann begann, auch mit der Papstrede in Regensburg die Phase eines klaren, geschichtlichen Nachdenkens. Dieser Rede folgte nach anfänglicher Empörung in der islamischen Welt eine sehr weise Resolution der maßgebenden islamischen Autoritäten. Beide Seiten kündigten eine sachliche Diskussion an. Was danach folgt, als Hausaufgabe für beide, ist das gemeinsame Gestalten einer toleranten Kultur in Deutschland. Wird uns dabei etwas genommen? Etwa die Wahrheit? Nur dann, Freunde, wenn wir selbst unserer Sache nicht gewiss sind.

Vielleicht werden unsere Kirchen in Zukunft bessere Voraussetzungen dafür mitbringen. Unsere abendländischen Kirchen werden zur Zeit kleiner. Das ist gut. Das führt vielleicht zu mehr Glaubwürdigkeit. Sie werden ärmer. Das bedeutet, dass weniger Gefahr besteht, dass sie mit den mächtigen Staaten und Wirtschaftsmächten des Westens verbündet erscheinen. Sie werden, was ihre Lebensformen und den Stil ihres Auftretens betrifft, weniger als einheitlicher Block, sondern als Ausdruck von Gruppen freier, dialogfähiger Menschen auftreten. Sie werden an öffentlichem Einfluss, wie sie ihn in manchen westlichen Ländern ausüben, verlieren. Sie werden dabei lernen, genauer und unmittelbarer bei ihrer Sache zu sein. Sie werden mit mehr Freiheit wirken können. Und in dieser Freiheit – für unsere deutschen Kirchen einigermaßen neu und ungewohnt – werden sie für die Menschheit an Bedeutung gewinnen als Wirkkräfte für das Reich des künftigen Menschen auf dieser Erde.

Und das gilt es heute zu entdecken: Wo sind denn die Verbündeten des christlichen Glaubens, wenn es um eine gerechte und friedliche Menschenwelt gehen soll? Es ist doch so: Die Friedenswege von Hindus und Buddhisten haben mehr mit dem christlichen Glauben gemeinsam als die christlichen Raketen der westlichen Großmächte.

Der christliche Glaube hat mit der Strenge der Lebensordnungen des Islam mehr gemeinsam als mit der westlichen Schlamperei in den Dingen des Glaubens. Wenn ich gelegentlich mit dem Dalai Lama zu Tisch saß, so fand ich mit ihm in ein tieferes Einvernehmen als mit manchem christlichen Politiker. Je ernster wir unseren eigenen

Glauben nehmen, umso breiter wird das Gemeinsame unseres Glaubens mit dem Glauben anderer Menschen auf diesem Erdball sein.

Vor uns und allen Menschen liegt die Aufgabe, diese unsere offene Welt bewohnbar zu halten, und längst hat die Suche begonnen nach Regeln, die unser gemeinsames Leben ordnen könnten. Diese Regeln können nicht allein unsere christlichen sein. Die können wir anderen Völkern nicht aufzwingen. Sie können nur Sinn haben, wenn sie aus dem Geist vieler Völker hervorgewachsen. Die Zeit, in der die westlichen Kolonialmächte darüber entscheiden konnten, welche Religionen weiterleben dürfen und welche dem christlichen Anspruch Platz zu machen haben, ist zu Ende.

Was kann uns weiterführen? Zunächst und auf längere Zeit etwas sehr Einfaches, das gerade uns Christen und Bürgern der westlichen Welt schwer fällt: Wir könnten zuhören, einfach nur hören, was ein Fremder, ein Mensch einer anderen Zeit und einer anderen Kultur, sagt oder gesagt hat. Uns einem Wort öffnen, das zu uns dringen will, ehe wir anfangen zu urteilen, ehe wir das eine für wahr und das andere für Irrtum halten. Es hören und es ein wenig lieben. Denn lieben können wir das Fremde auch in seiner Fremdheit; und es ist ein Kernsatz unseres christlichen Glaubens, dass wir lieben müssen, was wir verstehen wollen, und dass es kein Verstehen gibt anders als auf dem Wege des Liebens.

Wollen wir etwas für den Frieden tun, den Frieden in unserem Land und den Frieden rund um die Erde, so werden wir nichts erreichen, wenn wir es nicht mit allen zum Frieden willigen Menschen zusammen tun. Auch unsere Kirchen müssen also eine Friedensfähigkeit erreichen, die bisher noch nicht von ihnen erwartet worden ist. Wollen wir etwas gegen Hunger und Elend unternehmen, so werden unseren Hilfsorganisationen immer hilfloser werden, wenn es nicht zu einem globalen Zusammenwirken zwischen all denen kommt, die noch von Gerechtigkeit wissen. Wollen wir etwas gegen die Zerstörung der Erde tun, so werden wir uns ungleich umfassender als bisher mit all denen verbünden müssen, die bereit sind, sich irgendwo auf der Erde gegen den heute grassierenden weltweiten wirtschaftlichen Fundamentalismus zu stellen. Wir können durchaus jedem Andersgläubigen sagen, dass wir Christen sind und dass die Wahrheit, die uns gilt, eine andere ist als für sie, aber wir werden nicht als die Rechthaber auftreten, sondern als die glaubwürdigen Zeugen unseres christlichen Glaubens.

Wir sind als Christen freie Menschen. Diese Freiheit bringen wir ein in die gemeinsame Verantwortung. Weil uns aber an Freiheit gelegen ist, kämpfen wir auch für die Freiheit der andern. Weil uns an Gerechtigkeit gelegen ist, kämpfen wir nicht nur um das eigene Recht, sondern auch um das der andern. Weil wir Respekt vor der Würde des Menschen fordern, respektieren wir die Würde derer, die uns für ihre Feinde halten.

Wir resignieren nicht, sondern sind bereit, dem Unheil zu widerstehen. Dieser Widerstand stellt bei aller Klarheit und Unbeugsamkeit die leise Frage, was denn auf dieser Erde mit Liebe zu erreichen sei, mit den Mitteln des Leidens und eines wehrlosen Worts.

Wir glauben, dass die Schöpfung weitergeht und dass der Sinn unseres Bemühens der ist, als Instrumente des Geistes Gottes dem lebendigen Leben zu dienen.

Was wir dafür gewinnen müssen, ist eine Art von geistiger Sensibilität für das Kommende. Diese Feinfühligkeit ist eine nüchterne und keine verträumte Sache. Sie setzt Sachkenntnis und Zeitnähe voraus. Aber sie geht davon aus, dass Gott ist. Sie horcht, wie man horcht, wenn dieser Gott ein sprechender Gott ist. Sie sieht in die Welt, wie man in die Welt sieht, wenn Gott ein wirkender Gott ist. Sie denkt, wie man denkt, wenn die Gedanken Gottes mitgedacht werden können.

Sie geht davon aus, dass Gott gegenwärtig ist auch in den Menschen, und sie geht mit den Menschen um, wie man mit Menschen umgeht, in denen Gott ist. Vielleicht können wir doch miteinander dazu helfen, dass die Angst des heutigen Menschen vor der Zukunft sich nicht umsetzt nur in das dumpfe Verlangen nach dem Gewesenen und Verlorenen.

Aber wir fragen uns: Können denn die Religionen gegen die Macht von Militär und Geld etwas ausrichten? Und ich antworte: O ja. Niemand außer den Religionen wird schaffen können, was sie können. Der Schritt in die Zukunft erfordert Kräfte, die außer den Religionen niemand anzubieten hat. Die Kräfte der Liebe, der Selbstbescheidung und der Wahrheit.

*

Wir werden dabei auch größer denken müssen über unsere eigene Gemeinschaft, die Kirche. Die Grenzen und Rechthabereien zwischen den Konfessionen sind von vorgestern. Die Kirche, die ja der Leib des Christus ist, hat keine Grenzen. Sie ist frei und gibt Freiheit. Sie ist so weit, so umfassend und so ausgreifend wie der Geist Gottes selbst. Wer sie definieren will, grenzt sie ein. Sie ist zugleich so sichtbar, so lebhaft und so fehlbar wie die Menschen sind, aus denen sie besteht. Wer sie vergeistigt, löst sie auf.

Wir glauben darum nicht, dass wir die Kirche ersetzen sollen durch eine weltliche Sozialordnung oder durch ein Friedensreich menschlicher Gerechtigkeit, und halten gegen die Meinung dieser Zeit die Wahrheit fest, dass Gott durch seine Kirche spricht und sprechen wird.

Der Sinn der Kirche leuchtet auf in dem, was Jesus von sich selbst sagt. Denn wir sind dazu berufen, uns in eine Gestalt des Christus zu wandeln.

Jesus sagt von sich: Ich bin das Licht der Welt. Und er fügt hinzu: Ihr seid das Licht der Welt. Lasst euer Licht leuchten. Er sagt: Ich bin das Brot des Lebens. Und er sagt damit: Werdet nun auch ihr zu dem Brot, von dem die Menschen um euch her leben können. Er gibt den Seinen einen Kelch und sagt: Das bin ich. Trinkt daraus. Und wir hören: Lasst auch ihr euch trinken. Gebt die Kraft weiter, die von mir ausgeht. Seid Wein.

Er beschreibt sich selbst als den Hirten und sagt damit: Wo der Tod angreift, da stehe ich für euch, zu eurem Schutz. Wenn nun Menschen neben euch bedroht sind, dann seid Hirten für sie!

Er sagt: Ich bin die Tür. Wer durch mich eintritt, findet den Frieden. Seid nun selbst Türen, lasst ein, was kommen will.

Er sagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt. Bezeugt nun selbst das Leben denen, die ihren Tod fürchten.

Und weiter hören wir: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Lebt so, dass Menschen durch euch ihren Weg finden, dass sie durch euch der Wahrheit begegnen, dass sie durch eure Hingabe das Leben gewinnen.

Und zuletzt: „Ich und der Vater sind eins.“ Wie ich, so werdet ihr eins sein mit dem Vater, der euch gegenüber ist und der euch in mir begegnet, in dem ihr seid und der in euch ist.

Der aber, dem nachzuleben und nachgestaltet zu werden wir bestimmt sind, Jesus Christus, sagt uns: Ihr seid nie verlassen. Ich bin bei euch alle Tage eures Lebens bis ans Ende der Welt.

Das Maß, das für uns gilt, ist kein anderes als die Menschengestalt des Christus. Seine Einfachheit. Seine Armut. Seine Wehrlosigkeit. Das Evangelium sagt: Seine Knechtsgestalt. Wenn aber Christus das Maß ist, dann stört es uns nicht, wenn man uns für Träumer hält. Mit einem Träumer hat man auch ihn verwechselt. Dann mag unsere Bemühung so verletzlich und so zerstörbar sein wie der Mann, der am Ende am Kreuz starb. Dann mag, was wir tun, bestreitbar sein. Dann kann darüber gesagt werden, es sei alles ein Irrtum. Das hat man über sein Wort auch gesagt. Dann mag man sagen: Es hat alles keinen Wert, es ist alles verlorener Einsatz, wie es selbst seine Jünger zwischen Karfreitag und Ostern empfunden haben mögen, solange, bis ihnen aufging, was Auferstehung ist.

*

Zunächst werden wir erkennen und zugestehen, dass wir nicht die besseren Menschen sind als irgendein Moslem, irgendein Hindu oder irgendein Angehöriger einer afrikanischen Stammesreligion. Wir sind Menschen wie andere, zerbrechlich und vergänglich und in uns selbst zerklüftet nach allen Richtungen. Das Gute und das Böse haben ihren Raum in uns, der Glaube und der Unglaube, die Liebe und die Aggression, das Hochgemute und das Törichte. Der Tod ist in uns an der Arbeit, aber wir können dem Leben dienen. Der Streit lässt uns nicht los, und doch lässt uns für den Frieden wirken.

Was wir vor allen anderen voraushaben, ist, dass wir in der Gottesnähe stehen, die Jesus Christus uns zugänglich gemacht hat. Dass wir in seiner Nachfolge unsere Arbeit tun können. Dass wir nicht darauf angewiesen sind, über andere zu siegen. Dass wir es aushalten, auch als Verlierer dazustehen, wie Paulus in Athen als Verlierer vom Platz ging. Wie Jesus als Verlierer starb und doch lebt. Wir wissen, wer zuletzt das Heft in der Hand hat: der aus dem Tod auferstanden ist, dem nach wir auferstehen werden. Und dessen Reich am Ende Wirklichkeit sein wird.

Wir hätten allein Recht, werden wir nicht behaupten müssen, auch wenn wir in der Wahrheit leben. Wir werden einzig darauf achten müssen, ob wir mit dem, was man uns Christen anmerkt, etwas Jesusgemäßes ausdrücken. Das heißt: Ob wir glaubwürdig sind.

Die Merkzeichen, an denen dieses Jesusgemäße sich erkennen lässt, sind vor allem vier: die Güte, die sich ohne Grenzen allem zuwendet. Die Gerechtigkeit, die mehr will, als den eigenen Erfolg. Und die Weisheit, die auch andere Lebens- und Glaubensweisen gelten lässt, die also der Freiheit Raum gibt. Und zuletzt: der Mut, zu dem zu stehen, was wir einmal erkannt haben.

Nun wünsche ich Ihnen einen gesegneten Tag.